

Allitera Verlag
Krimi

THOMAS GIESAU heißt im wahren Leben nicht so. Den Namen Giesau, zusammengesetzt aus den Münchner Stadtvierteln Giesing und Au, hat er als Pseudonym für seine vierteilige Krimireihe um den Münchner Privatdetektiv Mike Moser angenommen. Der gebürtige Münchner war viele Jahre als Filmjournalist tätig, heute ist er Buch- und Drehbuchautor.

Thomas Giesau

Der grüne Fluss

Der dritte Mike Moser Krimi

Allitera Verlag
Krimi

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

März 2016

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2016 Buch&media GmbH

Umschlaggestaltung: Moritz Mayerhofer | studionice, Berlin

ISBN print 978-3-86906-822-0

ISBN epub 978-3-86906-849-7

ISBN pdf 978-3-86906-850-3

Printed in Europe

Nachtswestern sind etwas Besonderes. Irgendwie nicht ganz von dieser Welt. Sie erscheinen im Halbdunkel der Nachtbeleuchtung, bewegen sich lautlos durch den Raum und murmeln Tröstliches wie »Haben Sie Schmerzen?« oder »Brauchen Sie noch was zum Schlafen?«. Zum Glück schalten sie nie das große Deckenlicht ein, denn dann würden sie sich wahrscheinlich auflösen, einfach verschwinden in der kalten Helligkeit, wie ein scheues Gespenst beim ersten Sonnenstrahl. Manchmal, wenn alles ruhig ist draußen im langen Flur, wenn niemand klingelt, niemand ruft, und sie ein bisschen Zeit haben, kann es passieren, dass sie bei einem stehen bleiben, wenn sie sehen, dass man nicht schlafen kann, sich vielleicht sogar vorsichtig und schwerelos auf den Bettrand setzen und ein bisschen mit einem reden. Vielleicht sogar ein wenig von sich erzählen, von einem Kind, das erkältet ist und jetzt hoffentlich zu Hause schläft, und das sich freut, wenn die todmüde Mama das Frühstück macht. Denn es ist noch zu klein, um zu merken, wie fertig die Mama ist. Man möchte natürlich fragen, wer denn zu Hause bei dem Kleinen ist, was der Papa macht und so weiter, aber man traut sich nicht, denn man weiß ja nicht, wie sie reagiert, vielleicht verschwindet sie ja gleich wieder. Aber dann ist die Nachtschwester plötzlich doch weg, man hat es kaum mitgekriegt. Vielleicht ist man aber auch nur eingeschlafen.

Am nächsten Morgen ist das alles ganz anders. Es gibt Frühstück und Visite, der Verband wird gewechselt, das Thermometer abgelesen, Schwestern huschen rein und raus, nicht ätherisch und schwerelos wie ihre nächtlichen Pendanten, sondern sehr real im Hier und Jetzt mit Infusionen und Pinkelflasche hantierend.

Ich lag also im Krankenhaus, jetzt schon fast eine Woche lang, und es würde bis zur Entlassung nur noch zwei, drei Tage dauern, hatte der Arzt heute Morgen gemeint. Die Stichwunde wäre schön am Heilen, die Schulter eingerenkt, aber noch mit Vorsicht zu behandeln, die Abschürfungen nicht mehr der Rede wert. Auch die Gehirnerschütterung stelle keine akute Gefahr mehr dar, nur die Amnesie, da müsse ich wohl noch ein wenig Geduld haben ... Wie auch immer: noch zwei oder drei Tage, vielleicht würde bis dahin ja auch das wieder in Ordnung kommen. Vielleicht aber auch erst in zwei, drei Wochen.

Noch ein wenig Geduld haben ... Er sagte das so leicht hin, aber für mich war es das Hauptproblem. Denn ich hätte gerne Genaueres darüber gewusst, warum ich überhaupt hier war. Zum Glück hatte ich ja keinen totalen Gedächtnisverlust, ich wusste immer noch, wer ich war: Mike Moser, der Privatdetektiv, der wieder mal die Schnauze gestrichen voll hatte. Nicht nur wegen dieser noch unklaren Geschichte hier, sondern überhaupt. Ein Scheißjob, bei dem solche Vorfälle sozusagen zum Berufsbild gehören.

Was mir fehlte, was sich irgendwo in meinen grauen Zellen verkrochen hatte und nicht mehr raus wollte, war die Erinnerung an das, was mir passiert war. Konkret wusste ich nur, dass man mich am späten Abend an der Isar aufgesammelt hatte, im Kiesbett unterm Kabelsteg liegend, einer schmalen Fußgängerbrücke, die nördlich vom Deutschen Museum über die Isar führt. Ich war dort offenbar von der Brücke gefallen, und da ein Selbstmordversuch ausgeschlossen war – er wäre bei der geringen Höhe der Brücke an dieser Stelle auch ziemlich dämlich gewesen –, musste ich wohl hinuntergestoßen worden sein. Oder ich war freiwillig gesprungen, um Schlimmerem zu entgehen. Dazu würde auch die Stichwunde an der Hüfte passen. Eine Fleischwunde; ich vermutete, der

Angreifer hatte nach weiter oben gezielt, und ich musste das wohl irgendwie abgewehrt oder mich weggedreht haben. Die anderen Lädierungen waren auf den Sturz zurückzuführen.

Natürlich hatte sich die Polizei eingeschaltet, aber, wie vorhersehbar, nichts herausbekommen. Ich konnte mich ja an nichts erinnern und Zeugen gab es keine. Trotzdem hatte mich Kommissar Ingo Kramsky besucht, der Leiter einer der fünf Münchner Mordkommissionen, mit dem ich schon öfter zu tun gehabt hatte. Sogar ein paar Blumen hatte er in der Hand gehalten, als er plötzlich bei mir im Zimmer stand und nicht wusste, wohin damit. Ich erklärte ihm, wo die Vasen waren, und dann saß er neben meinem Bett und sagte, nicht sehr originell: »Sie machen vielleicht Sachen, Moser.«

Seine Kollegen, die den Fall untersuchen sollten, waren bereits am Vortag da gewesen, aber vielleicht hatten sie vergessen, etwas zu fragen. Oder er wollte sich selbst einen Eindruck verschaffen. Oder mich einfach nur besuchen, so wie man einen Freund oder guten Bekannten besucht. Seltsamerweise machte mich das ein wenig verlegen. Bis jetzt hatten wir ja immer nur dienstlich miteinander zu tun gehabt, was die eine oder andere Frotzelei mit einschloss, hatten auch mal ein paar private Bemerkungen gewechselt, doch das war nie sehr weit in den inneren Bereich vorgedrungen. Aber es hatte sich doch eine gewisse Vertrautheit herausgebildet, die beiderseitige Einsicht, dass wir, auch wenn wir uns immer wieder in die Quere kamen, auf der gleichen Wellenlänge lagen. Verkürzt und vorsichtig ausgedrückt hätte man auch sagen können: Wir fanden uns nicht unsympathisch.

Und nun saß er also auf einem unbequemen Stuhl neben meinem Bett, fuhr sich durchs braune Haar mit den grauen Strähnen, die dezent auf sein Alter von Ende fünfzig hinwiesen, und sagte nach einigem Überlegen: »Immer noch keine Erinnerung?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts. Am Morgen, beim Aufwachen, kommt's mir manchmal vor, als hätte ich davon geträumt, irgendein wildes Zeug, und das Einzige, an das ich mich erinnern kann, ist, dass ich in einen Kampf verwickelt war und abhauen wollte und nicht vom Fleck kam. Aber sowas in der Art träumt man ja öfter.«

»Stimmt«, sagte Kramsky. »Man will weg und kann nicht. Ich bin mal ...« Er unterbrach sich. Anscheinend hatte er mir einen Traum dieser Art erzählen wollen, bevor ihm einfiel, dass wir uns so gut ja auch wieder nicht kannten. Ich erwähnte auch nicht, dass ich nach einem solchen Traum immer total verschwitzt war, was mir sonst nie passierte. Einmal hatte mich sogar die Nachtschwester durch sanftes Handauflegen geweckt, weil ich, wie sie sagte, im Schlaf geschrien hatte. Aber all das half mir nicht weiter. Nur eines war im morgendlichen Traumnebel noch präsent: die hohe Kuppel der Kirche von St. Lukas auf der anderen Isarseite. Sie befand sich ja gleich gegenüber dem Kabelsteg; ich musste sie beim Hinunterstürzen gesehen haben.

»Haben Sie eigentlich schon mal daran gedacht, dass der Anschlag wiederholt werden könnte? Vielleicht sogar hier im Krankenhaus?«

Natürlich hatte ich daran gedacht, aber ich hatte es ziemlich erfolgreich verdrängt. Sowas gibt es doch nur im Fernsehkrimi, den Verbrecher, der im Arztkittel durch die Gänge schleicht und bei passender Gelegenheit ins Krankenzimmer huscht, um dem wehrlos Daliegenden eine Giftspritze zu verpassen. Oder ihm die Luft abzudrehen.

»Wollen Sie mir eine Wache vors Zimmer stellen?«, fragte ich zurück.

Der Kommissar schien das nicht witzig zu finden. »Reden Sie keinen Stuss, Moser. Ich will nur erreichen, dass Sie sich beim Nachdenken etwas anstrengen. Im Übrigen müssen Sie schon auf sich selbst aufpassen.«

Ich wollte schon wieder eine alberne Bemerkung machen, von wegen Beretta unters Kopfkissen legen, aber mir wurde gleichzeitig klar, dass ich mich mit solchen Witzeleien letztlich nur selbst beruhigen wollte. Also sagte ich nur: »Wenn mir was einfällt, sind Sie der Erste, der es erfährt.«

»Gut. Sie wissen, Sie können mich jederzeit anrufen.«

Es schien ja fast so, als sei er wirklich um mich besorgt.

Bald darauf verabschiedete sich Kramsky. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, dachte ich noch ein wenig über unser Verhältnis nach. Hätten wir uns früher kennengelernt und nicht erst vor ein paar Jahren, berufsbedingt, wir hätten vielleicht sogar Freunde werden können. Aber so wie die Dinge lagen, sahen wir uns nur dann, wenn Kramsky einen Mord an der Backe hatte, bei dessen Aufklärung zufälligerweise auch ich irgendwie mitmischte. Und das war ziemlich selten der Fall. Trotzdem hätten wir uns ja mal auf ein Bier zusammensetzen können – schon seltsam, dass keiner von uns beiden bisher auf die Idee gekommen war. Ich musste an zwei Igel denken, die sich nicht näherkommen können, weil die Stacheln im Wege sind.

Zwei Schwestern huschten herein und scheuchten mich aus dem Bett, um es aufzuschütteln und glattzuziehen. »Hat die Dame Sie gefunden?«, fragte die Jüngere, während sie mit der flachen Hand das Kopfkissen bearbeitete.

»Was für eine Dame?«

»Die vorhin da war, vor einer Stunde ungefähr, vorne, bei der Stationsschwester. Sie wollte wissen, wie es Ihnen geht. Hat aber nicht viel erfahren, sie war ja keine Verwandte. Sie war ziemlich in Eile, wollte noch etwas erledigen und dann vielleicht später zu Ihnen kommen.«

Ich fand das ziemlich merkwürdig – sie war schon im Haus, wollte aber erst später kommen. »Bis jetzt war niemand da. Wie hat sie denn ausgesehen?«

»Elegant. Riesige Sonnenbrille. Dunkle Haare.«

Damit konnte ich nichts anfangen. »Sonst hat sie nichts gesagt?«

»Nein.« Die Schwester, sie war höchstens Mitte zwanzig, lächelte vertraulich. »Eigentlich war sie schon der Typ Frau, an den man sich erinnert.«

Ihrer älteren Kollegin schien das nicht zu gefallen. »Nun mach schon«, sagte sie ungeduldig. »Wir haben noch mehr Zimmer.«

Als ich wieder allein war, dachte ich angestrengt nach, aber mir fiel niemand ein, auf den die vage Beschreibung hätte passen können. Das heißt, es gab da schon die eine oder andere Bekanntschaft, um es einmal so zu bezeichnen, aber das lag alles schon so lange zurück, dass sich von denen niemand die Mühe gemacht hätte, mich hier zu besuchen. Vorausgesetzt, sie hätten von meinem Missgeschick erfahren, was so gut wie ausgeschlossen war. Diese Überlegung führte aber doch zu einem Resultat: Mir wurde wieder einmal klar, wie trostlos mein Dasein in diesem Punkt war. Partnerschaft, Paarbeziehung, wie immer man es nennen mag, das alles war eine dürre Ödnis, in der nur gelegentlich mal ein One-Night-Stand für letztlich frustrierende Abwechslung sorgte. Manchmal, sehr selten, wurden sogar mehrere Nächte und Tage daraus. Aber das änderte nichts am betrüblichen Gesamtbild. Und bevor ich dann mit meinen Überlegungen wieder einmal in der Vergangenheit landete, bei Tania und Patrick, meiner Exfrau und unserem Sohn, nahm ich einen Computerausdruck vom Nachttisch und begann darin zu lesen.

Eine der Schwestern hatte ihn mir mitgebracht. Ich hatte ihr erzählt, dass das Einzige, woran ich mich erinnern konnte, die Kuppel von St. Lukas war und dass ich über diese Kirche so gut wie nichts wusste. Sie hatte dann im Internet nachgesehen und mir das Ergebnis ihrer Recherche ausgedruckt. Ich erfuhr also, dass das eine protestantische Kirche war, Ende des

19. Jahrhunderts erbaut, als es in Bayern noch einen Prinzregenten gab. Denn die Evangelischen wurden mitten im römisch-katholischen Bayern immer mehr und benötigten eine dritte Kirche in der Landeshauptstadt. Das wurde ihnen bewilligt, ob freudig oder widerwillig, stand nicht da. Jedenfalls entstand ein imposanter Bau direkt am Isarufer, mit einer großen Kuppel und zwei flankierenden Türmen. Außen, so war zu lesen, mit romanischen Elementen, innen an die Frühgotik angelehnt. Vom Gesamteindruck her sollte es sich ins katholisch geprägte Stadtbild einfügen und auf keinen Fall rebellisch-lutherisch wirken.

Es stand da noch eine ganze Menge über Fenster und Orgel und Glocken, aber das schenkte ich mir. Ich konnte mich sowieso nicht richtig konzentrieren, denn immer wieder tauchte dieses Sekundenbild der Kuppel vor mir auf, so wie ich es im Augenblick des Sturzes wahrgenommen hatte – schräg im Raum hängend, quer durch mein Blickfeld huschend, und schon war es weg, und es wurde dunkel. Und mir wollte ums Verrecken nicht einfallen, was da passiert war.

Der Tag ging vorbei, das Abendessen kam, die übliche sogenannte Kalte Platte, ein appetitkillingendes Käse-Wurst-Essiggurken-Stilleben, aber sonst hat man eh nichts zu tun, also isst man es. Und noch ein gutes Stück später, ich sah mir gerade im Fernsehen einen Krimi an – »Wo waren Sie letzten Dienstag zwischen drei und fünf Uhr morgens?« –, kam die Nachtschwester bei ihrem ersten Rundgang herein.

»Hallo, Herr Moser, haben Sie alles, was Sie brauchen?«

»Ja, alles. Außer meiner Erinnerung.«

»Die kommt schon wieder. Sie müssen Geduld haben. Da fällt mir etwas ein: Letzte Nacht haben Sie im Traum geschrien, ich habe Sie dann geweckt ...«

»Ja, daran erinnere ich mich. Danke, dass Sie mich da rausgeholt haben.«

»Schon okay. Aber Sie haben dabei etwas gerufen.«

Sie hätte nicht alles verstanden, sagte sie, nur die Worte »Wer hat euch Typen geschickt?«.

Das war natürlich schon sehr interessant. Es waren also, wie ich vermutet hatte, mindestens zwei gewesen. Und irgendwie musste ich erkannt haben, dass sie im Auftrag handelten. Leider hatte die Schwester nicht mehr mitbekommen, ich hätte nur noch gekeucht und dann hatte sie mich geweckt. Sie wünschte mir eine Gute Nacht und ging. Sie war nicht sehr groß, sie hatte kurzes braunes Haar, das sich über dem Kragen des weißen Kittels ein wenig kräuselte, und dunkle Augen. Sie bewegte sich um diese Uhrzeit noch ganz normal, das Schwebende, Außerirdische, Unwirkliche, würde sich erst im Laufe der Nacht einstellen, jetzt war es noch viel zu hell dazu.

Die Visite am nächsten Morgen war vorbei, der Pulk aus Ärzten und Schwestern wieder verschwunden, es ging auf Mittag zu, als sich draußen auf dem Flur Stimmen näherten. Ich konnte kein Wort verstehen, auch nicht als die Tür sich öffnete, denn es wurde türkisch geredet. Dann sah ich einen schwarzen, trapezförmig gestutzten Schnurrbart, schwarzes, zentimeterkurz geschnittenes Haar, dunkle, von sternförmigen Lachfältchen gesäumte Augen und ein breites Grinsen, als er mich entdeckte: Akif Gökdal, Besitzer vom Döner-Imbiss bei mir zu Hause ein paar Straßen weiter und über die Jahre so etwas wie ein Freund geworden. Aber er kam nicht allein. Hinter ihm trat eine Frau im eleganten dunkelgrauen Businesskostüm ins Zimmer, geschätzt etwa in seinem und meinem, also im sogenannten mittleren Alter. Sie war zweifellos Türkin, sehr attraktiv, sie musste früher eine wirkliche Schönheit gewesen sein. Akif stellte sie als seine Frau Semra vor, und ich fragte mich gerade, wie ein Dönerbudenbesitzer zu so einer Frau gekommen sein konnte, als mir noch etwas auffiel: Auch Akif sah nicht aus wie sonst!

Ich kannte ihn ja nur in Jeans und nicht immer ganz sauberem T-Shirt und meist mit einer blauen Schürze drüber, während er jetzt zwar auch Jeans trug, aber diese sahen nagelneu und sehr designermäßig aus, dazu ein graues, dezent kariertes Jackett, dunkelblaues Hemd und glänzend polierte braune Lederslipper. Er sah ja richtig gut aus, der Akif, stellte ich überrascht fest. Sogar der Kopf passte zum Outfit, Typ cooler Manager im IT-Business.

»Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen«, sagte seine Frau mit nur leichtem Akzent. »Akif hat mir schon viel von Ihnen erzählt.«

Ich wollte schon antworten, dass das umgekehrt ganz und gar nicht der Fall gewesen war, aber das wäre Akif gegenüber nicht sehr nett gewesen. Also plauderten wir höflich-belanglos hin und her, bis seine Frau nach der großen Leinentasche griff, die er nach dem Betreten des Zimmers neben dem Bett abgestellt hatte. »Wir haben Ihnen etwas zur Stärkung mitgebracht«, sagte sie und wuchtete die Tasche auf das kleine Tischchen an der Wand. »Damit Sie schnell wieder gesund werden.«

Dann packte sie aus. Zunächst aus Tupperdosen ein mit Auberginenstreifen garniertes, noch warmes Lamm-Kebab – »Sollten Sie gleich essen« –, das sie auf einem großen Porzellanteller anrichtete, aus Zeitungspapier wickelte sie eine schön gekühlte Flasche Augustiner. Es duftete sagenhaft, und ich beeilte mich, in den Hausmantel zu schlüpfen und zum Tisch hinüberzutapsen.

Während ich aß und das Augustiner, wie gewohnt, aus der Flasche trank, wollte Akif Genaueres vom Überfall auf mich wissen. Ich konnte ihm nicht viel erzählen, dafür lobte ich das Lamm-Kebab, und Akif sagte trocken: »So etwas kriegst du bei mir in der Bude nicht. Hat ja auch Semra gemacht.« Die hatte inzwischen noch etwas aus der Tasche geholt. »Zum Nachtsch. Wir Türken mögen süße Sachen.«

Akif schien von dem Überfall wirklich beunruhigt zu sein. »Wenn du mehr weißt, du musst mir Bescheid sagen. Vielleicht kann ich etwas tun für dich.«

»Was willst du denn für mich tun?« Ich konnte mein ungläubiges Erstaunen nicht ganz unterdrücken. Ausgerechnet Akif, der türkische Döner-Brater, wollte etwas für mich tun.

Akif übersah meine Reaktion. »Ich kenne viele Leute. Zum Beispiel solche, die ein wenig auf dich aufpassen könnten.«

Ich antwortete nicht sofort, nicht nur, weil ich gerade die letzten Kebabstücke wegputzte. In mir machte sich die Ahnung breit, ich könnte Akif bisher total falsch eingeschätzt haben. So wie er jetzt vor mir stand, war er alles andere als der nette, naive Imbissbudenbesitzer. Noch etwas fiel mir auf: Er sprach ein zwar nicht akzentfreies, aber fast fehlerfreies Hochdeutsch. Was bedeutete: Wenn er vor seinem Dönerspieß stand, spielte er die Rolle des Klischeetürken, und er spielte sie gut. Weshalb? Nur weil die Kunden das von ihm erwarteten, weil es ihm Spaß machte, oder gab es noch andere Gründe? Ich wollte ihn jetzt nicht danach fragen, wahrscheinlich hätte ich auch nur eine ausweichende Antwort bekommen. Also sagte ich: »Ich brauche niemanden, der auf mich aufpasst. Aber wenn es etwas Neues gibt, gebe ich dir Bescheid.«

Seine Frau wollte das Dessert jetzt ebenfalls auf einem mitgebrachten Teller platzieren, aber ich bat sie, es in der Dose zu lassen. »Ich esse es dann später. Jetzt geht es beim besten Willen nicht mehr.«

Wir unterhielten uns noch ein bisschen, und ich fragte seine Frau nach ihrem Beruf. Denn wie eine Hausfrau sehe sie nicht gerade aus.

»Danke für das Kompliment«, antwortete sie trocken. »Ich habe ein kleines Consultingbüro, vor allem für türkische und türkisch-deutsche Unternehmen. Ich helfe ihnen, sich im jeweils anderen Land zurechtzufinden. Läuft ziemlich gut.«

Sie schaute lächelnd auf ihren Mann. »Akif hilft mir dabei. Seine Erfahrungen mit dem deutschen Wirtschaftsleben sind ziemlich wertvoll für mich.«

Wollte sie sich über ihn lustig machen? Es sah nicht so aus. Dabei fiel mir ein, dass er seinen Dönerladen erst seit etwa zehn, zwölf Jahren betrieb. Was hatte er vorher gemacht? Jetzt erst wurde mir bewusst, dass er immer nur sehr vage darüber geredet hatte.

Mir war klar, dass mich das nichts anging und dass ich besser nicht danach fragte. Zumindest jetzt nicht. Die beiden wollten Genaueres über meine Verletzungen wissen, ich erzählte es ihnen und dann kam auch schon das Mittagessen. Die ältere, nur gebrochen Deutsch sprechende Frau, die es brachte, war nicht enttäuscht, als ich ihr sagte, sie könne es wieder mitnehmen. Wahrscheinlich wurde es dann ihr Mittagessen. Für meine beiden Besucher war das der Anlass, sich zu verabschieden. Ich bedankte mich und versprach, so bald wie möglich in der Dönerbude vorbeizuschauen. Morgen, so hatte der Oberarzt heute gemeint, könne ich sowieso das Krankenhaus wieder verlassen.

Ich war endlich wieder zu Hause. Schönes Gefühl. Im Krankenhaus ist man ja wie in einer anderen Welt, streng getrennt von der da draußen. Eigene, strikte Regeln gelten da, denen man nicht entkommen kann, besondere Verhaltensweisen, die Welt der Gesunden ist weit weg. Man überschreitet eine unsichtbare Grenze, wenn man hinein- oder herausgeht, man ist, sobald man sie überschritten hat, nicht mehr der, der man vorher war.

Einerseits fühlte ich mich also recht gut, weil ich wieder da war, wo ich hingehörte, in meiner Haidhauser Dachwohnung, andererseits ...

Ich wusste immer noch nicht, was passiert war, und das beunruhigte mich mehr, als ich mir anmerken ließ. Aber je mehr

ich darüber nachdachte, desto undurchdringlicher schien die Wand zu werden, die mich von der Erinnerung an das Geschehene trennte. Zur Verbesserung meiner Laune trug auch nicht gerade ein Anruf meines Sohnes Patrick bei. Ausgerechnet am Tag meiner Entlassung, als ich schon zu Hause war, hatte er mich im Krankenhaus besuchen wollen. Er hätte dann die Blumen seiner Freundin geschenkt, und die hätte sich sehr gefreut.

Wie er denn überhaupt von meinem Missgeschick erfahren habe?

»Von einer Kollegin von dir. Du hast sie mal erwähnt, eine Frau Pokalke. Als ich dich zu Hause nicht erreichen konnte, habe ich sie angerufen. Aber ich hatte erst am nächsten Tag Zeit, dich zu besuchen.«

Gloria Pokalke wusste in der Tat, was mir passiert war. Ich arbeitete gelegentlich mit ihr, seit wir vor einem Jahr zusammen einen Mord aufgeklärt hatten. Damals waren wir uns nicht nur beruflich, sondern auch privat nähergekommen, aber das hatte nicht lange angehalten. Wir blieben jedoch in Verbindung, und manchmal übernahmen wir gemeinsam einen Auftrag, zuletzt einen Fall von Betriebsspionage.

Ob es einen besonderen Grund gegeben hätte, mich anzurufen, wollte ich wissen.

»Nee, gar keinen. Ich wollte mich nur mal wieder melden.«

Ich gab ihm zu verstehen, dass er mich auch zu Hause besuchen könnte, einfach so, auch wenn mir nichts passiert war.

»Weiß ich doch, Dad, ich komme ja sowieso immer mal wieder. Aber im Augenblick ist es halt ziemlich stressig, du weißt ja, die Leistungskurse, das Abi rückt immer näher, und dann will ich ja auch noch ausziehen. Ich melde mich bald wieder, versprochen. Dir geht's doch wieder gut, oder? Aus dem Krankenhaus bist du ja zum Glück raus. Beim nächsten Mal erzählst du mir dann, wie das passiert ist. So, jetzt muss ich aber los, also tschüs, Dad, bis denn.«

Wenn er sich wenigstens das dämliche »Dad« abgewöhnen würde! Früher war ich Papa oder Paps, aber auch dieser neue Stuss würde wieder vorübergehen. Warum regte ich mich eigentlich auf? Schließlich war er ins Krankenhaus gekommen, sogar mit Blumen, und es stimmte ja auch, dass er mich ziemlich regelmäßig zu Hause besuchte. Nun ja, in letzter Zeit etwas weniger oft, aber er hatte wirklich viel zu tun, wie Tania mir bei einem unserer seltenen Telefongespräche erzählt hatte. Wenigstens um unseren Sohn hatte es bei der Scheidung keinen Streit gegeben, ich war damit einverstanden gewesen, dass er bei ihr wohnte. Inzwischen war er fast schon volljährig und entschied das allein. Ob er Tania von meinem Missgeschick erzählt hatte? Die beiden wohnten zwar im selben Haus, draußen in Engelschalking, aber jeder in einer eigenen Wohnung. Genauer gesagt: Patrick hatte ein großes Zimmer unterm Dach, Tania wohnte unter ihm. Vielleicht hatte er es vergessen, so schlimm war die Sache ja nicht. Aber es wurmte mich trotzdem.

Obwohl ich mich ziemlich beschissen fühlte, die ausgerenkte Schulter schmerzte, die Stichwunde tat weh, ging ich am Abend in die Kneipe, zwei Ecken weiter. Ich hatte keinen besonderen Hunger, bestellte dann aber doch Fleischpflanzerl mit Kartoffelsalat, weil das hier hausgemacht und immer gut war. Auch wenn, als Übersetzung für Gäste mit nordischem Migrationshintergrund, dazu noch *Bulletten/Frikadellen/Köttbullar* auf der Speisekarte stand.

Hugo, der Wirt, brachte den Teller selbst an meinen Tisch, zusammen mit dem üblichen Weißbier. »Hat die Dame dich erreicht?«, fragte er, nachdem er mir Guten Appetit gewünscht hatte.

»Was denn für eine Dame?«

»Eine, die dich engagieren wollt, wozu hat sie net gsagt. Ziemlich elegant, a bisserl zu sehr aufbrezelt.«

Eine aufgebrezelte Dame? Es musste ja sehr dringend sein, wenn sie gleich hierher in die Kneipe kam. Natürlich fiel mir da sofort die im Krankenhaus ein, die sich nach meinem Befinden erkundigt hatte.

»Wer hat sie denn zu dir geschickt?«, wollte ich wissen.

»Koa Ahnung. Du warst in deinem Büro net zu erreichen, hat sie gsagt, und da hat sie a wengerl rumgfragt. Wo bist denn gwesen, wir ham dich schon vermisst.«

Ich sagte ihm so knapp wie möglich, was passiert war, er merkte, dass ich keine Lust hatte, mich länger darüber auszulassen, und verschwand wieder hinter der Theke. Ich begann zu essen, aber irgendwie schmeckte es heute nicht so wie sonst. Ich wusste, dass es an mir lag, an meinem körperlichen Zustand, aber auch an meiner Grübelelei über das, was mir nicht einfallen wollte. Nicht mal das Weißbier trank ich ganz aus, bevor ich nach Hause ging.

Die folgenden zwei Tage war ich damit beschäftigt, die aufgelaufene Post zu sichten, die paar Leute zurückzurufen, die eine Nachricht hinterlassen hatten, und einen Personalchef zu trösten, für den ich ein paar Krankmeldungen überprüfen sollte. Ich würde es so bald wie möglich erledigen, versicherte ich ihm. Ich hoffte, er würde genug Geduld aufbringen, denn ich konnte es mir nicht leisten, ihn als Kunden zu verlieren. Aber ich fühlte mich einfach nicht danach, jetzt schon wieder zu arbeiten. Es waren zwei ziemlich trübe Tage, ich hing rum, ging auch mal kurz zum Einkaufen aus dem Haus und fing schon an, mir leidzutun, als es am Abend an der Tür läutete, gerade als ich beim Pizzaservice anrufen wollte.

Es war Patrick, und das änderte meine Abendplanung. Wir gingen zusammen essen in ein kleines Restaurant, das er ausgesucht hatte und das ich noch nicht kannte, und er überbrachte Grüße von Tania. Sie hätte leider keine Zeit gehabt mich zu besuchen, eine neue TV-Serie sei gerade in Produktion gegan-

gen. Sie arbeitete bei einer Produktionsfirma in Unterföhring, nicht weit von ihrer Engelschalkinger Bleibe. Patrick wollte mich sogar einladen (»Ich kann's mir leisten, ich hab ziemlich viel gejobbt«), aber das ließ ich dann doch nicht zu. Es wurde ein richtig schöner Abend mit einem richtig netten Vater-Sohn-Gespräch, wie es das schon lange nicht mehr gegeben hatte.

Er erzählte von seiner Suche nach einer kleinen Wohnung in der Innenstadt, denn wenn er nächstes Jahr mit dem Studium begann, wollte er nicht mehr von so weit draußen hereinpendeln. Und außerdem, sehr verständlich in dem Alter, ein wenig Distanz zwischen sich und Mama bringen. Die Suche gestaltete sich sehr schwierig, alles war sauteuer, vielleicht würde er sich auch eine WG suchen. Und er hatte den Ehrgeiz, die Bankkonten seiner Eltern nicht mehr als unvermeidlich in Anspruch zu nehmen.

Wir redeten noch über vieles andere, Wichtiges und Unwichtiges, wie es uns gerade in den Sinn kam. Ein paarmal ertappte ich mich dabei, wie ich albern-glücklich vor mich hin grinste. Auch weil ich spürte, dass es Patrick gefiel, wieder mal mit seinem Alten in Ruhe reden zu können. Von seiner Mutter erzählte er allerdings nicht viel, aber das konnte ich verstehen.

Als er gegangen war, blieb ich noch eine Weile sitzen und dachte nach. Vor allem darüber, wie aus Kindern Erwachsene werden. Und wie schnell das geht. Man hat noch den kleinen Jungen im Kopf, der einem auf der Straße entgegenrennt, beinahe über seine kurzen Beine stolpert, »Papa!« schreit und sich einem in die Arme schmeißt. Und dann sitzt man einem ziemlich gutaussehenden jungen Mann gegenüber, die dunklen Haare zum modischen Kurzhaarschnitt gestutzt, Dreitagebart, bemühte Coolness – aber der Junge von früher schimmert halt immer noch durch. Und nach einer Weile kommt er allmählich an die Oberfläche, und die Nähe und das Vertrautsein von früher sind wieder da. Schön.

Am nächsten Morgen setzte ich, immer noch gut gelaunt, die Kaffeemaschine in Gang, als das Telefon läutete. Eine Frauenstimme, die sehr neutral und geschäftsmäßig klang, sagte, sie hätte vielleicht einen Auftrag für mich, und ob wir uns sehen könnten. Natürlich konnten wir, und so verabredeten wir uns für den Nachmittag in der Innenstadt im Café Luitpold. Zu mir nach Hause wollte sie nicht kommen. Im Café wars ja auch schöner, keine Frage.

Schon eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit war ich da und schlenderte durch die Straßen der Umgebung. Geldgeschwängerte Vornehmheit umwehte mich, wohin ich auch sah. Edel gestylte Menschen spiegelten sich in Schaufenstern, hinter denen eine Welt präsentiert wurde, in der riesige Baderwannen mit Soundsystem verkauft wurden, Möbel ausgestellt waren, deren Preise man der Allgemeinheit offenbar gar nicht erst zumuten wollte und auch der gediegene Jäger all das fand, was er für die Ausübung seines geldintensiven Hobbys benötigte. Bei meinem kleinen Rundgang kam ich auch am Literaturhaus vorbei, das in einem repräsentativen alten Palais untergebracht war. Drin gewesen war ich noch nie, aber wenn ich mir das Ambiente und die Preise auf der Speisekarte ansah, schien die Zeit von Spitzwegs Armem Poeten nicht nur ein paar hundert, sondern mindestens tausend Jahre zurückzuliegen. Aber was versteht ein Detektiv schon von der Welt der Literatur.

Ich ging zurück zum Café Luitpold. Es war voll. Durchschnittsalter der Gäste, vorsichtig geschätzt, zwischen fünfzig und sechzig. Jedoch alles sehr stilvoll, die eifrig parlierenden Damen ebenso wie die griechischen Säulen und die drei Palmen, die dem mittleren Teil des Cafés zu dem Namen »Palmengarten« verholfen hatten. Im Grunde war das nicht so meine Welt, aber ich fand es trotzdem sympathisch. Früher sollten ja sogar richtige Dichter hier verkehrt haben, der Name

Frank Wedekind fiel mir ein. Aber das war hier am Rande von Schwabing ja nichts Besonderes.

Wo war die Frau, die sich am Telefon Paula Sinzer genannt hatte? Ich sollte mit einer Bildzeitung in der Hand hereinkommen, hatte sie gesagt, aber das hatte ich abgelehnt. Wir konnten uns dann auf die Süddeutsche einigen. Ich hielt also die zusammengefaltete Zeitung in der Hand, ging langsam zwischen den geschwungenen schwarzen Retrostühlen hindurch und dachte gerade, dass sie vielleicht noch gar nicht da wäre, als ziemlich weit hinten, wo es unter einer der Palmen nicht sehr hell war, jemand die Hand hob.

Aufgebrezelt, wie Hugo in seiner Kneipe erwähnt hatte? Ein wenig vielleicht schon, was in diesem Ambiente allerdings nicht so auffiel. Helle Jeans, schicke Lederjacke, weißer Seidenschal, nun ja. Ich schätzte sie auf Ende dreißig, das rötlich getönte Haar umrahmte ein Gesicht mit hohen Wangenknochen, nicht schön im herkömmlichen Sinn, aber attraktiv und selbstbewusst. Allerdings war sie für meinen Geschmack etwas zu stark geschminkt. Auch ihr Outfit passte mehr zur Umgebung als zu ihr selbst. Sie schenkte mir ein höfliches Lächeln. »Hallo, Herr Moser, schön, dass Sie kommen konnten.«

Ich fragte sie zunächst, wie sie auf mich gekommen war. Sie nannte einen Firmennamen; der Leiter der Innenrevision sei ein guter Bekannter, und der hätte sich an mich erinnert. Auch ich erinnerte mich: Vor einem Jahr hatte ich dort eine Serie von Diebstählen aufklären sollen und war dabei zufällig auf einen Fall von Betriebsespionage gestoßen. Nichts wirklich Aufregendes, aber es hatte mir ein Zusatzhonorar und einiges Lob eingebracht. Mit der Innenrevision hatte ich damals allerdings nichts zu tun gehabt.

Der Kellner nahm die Bestellung auf – einen großen Cappuccino –, er sah südländisch aus und sprach einwandfreies Münchnerisch, eine gute Kombination.

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag